



**Gottesdienst
zur Eröffnung der Interkulturellen Woche 2011
Marktkirche Hannover
25.09.2011**

- Es gilt das gesprochene Wort-

Liebe Gemeinde,

„Nirgends lehrt man Kinder, nirgends auf der Welt, wie sie sich für den Augenblick vorbereiten, wenn sie plötzlich in die Minderheit geraten. Ist ein Mensch Angehöriger der Mehrheit, so wird er das Leben in der Minderheit nicht begreifen. Viele Ausländer, die noch nie in einer Minderheit gelebt haben, stochern im Dunkeln, sobald sie in die Fremde einfallen. Übertriebene Anpassung, unterbrochen durch ebenso übertriebene Verurteilung der Mehrheit wechseln sich ab. Erst die Reife der Zeit schenkt dem Fremden die Weisheit der Ruhe“

Das schreibt Rafik Schami, der deutsch-syrische Erzähler, der für seinen großen Einsatz für Demokratie und Menschenrechte in diesem Herbst mit dem Preis "Gegen Vergessen – Für Demokratie" ausgezeichnet wird. Er selbst lebt seit 40 Jahren in Deutschland und schlägt in seinen Erzählungen immer wieder eine Brücke zwischen den Kulturen.

Wo lehrt man uns, wie es sein mag, wenn man plötzlich als Minderheit gilt? Wo lehrt man uns die Form und die Fassung, die es braucht, um in einer solchen Fremdheit zu leben? Lehrt uns, wie das Verhältnis von Fremdheit und Zusammenhalt zu gestalten sei?

Das sind Fragen, an denen wir entlang gehen, wenn wir über das Motto der Interkulturellen Woche „Zusammenhalten und Zukunft gewinnen“ nachdenken wollen. Denn das Zusammenhalten beschreibt ja nicht nur eine herzliche Umarmung zur Begrüßung oder ein freundschaftliches Schulterklopfen untereinander, sondern soll beschreiben, wie wir mit unseren unterschiedlichen Kulturen und Traditionen



gemeinsam in dieser Gesellschaft leben. So leben, dass wir zusammen diese Gesellschaft friedlicher, gerechter, eben „zukunftsfähiger“ machen.

Dafür muss man ein wenig tiefer schauen, wenn wir dieses – ich gestehe - etwas zu salopp formulierte Motto der interkulturellen Woche biblisch verstehen wollen.

Die Bibel beschreibt keine Geschichte gelingender Integration nach modernem Muster. Sie erzählt allerdings große Geschichten von Fremdheit. Fremd sein im neuen Land, eine Minderheit, manchmal auch eine verfolgte Minderheit zu sein, davon gibt es zahlreiche Geschichten in der Bibel:

Abraham verlässt seine Heimat, um ein Land zu suchen, welches ihm fremd ist. Er wird dort fremd sein, aber er folgt einer Verheißung Gottes.

Das Volk Israel zieht einen langen Weg, um in ein Land einzukehren, in dem sie heimatlos sein werden nach ihrer Ankunft. Und sie werden kämpfen müssen, immer wieder kämpfen müssen.

Und später, viel später werden sie aus diesem Land verschleppt nach Babylon und sammeln sich weinend im Exil am Fluss und träumen von ihrer Heimat. Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden.

Man lernt aus der biblischen Tradition vielfältig wie es ist, heimatlos zu sein, ein Fremder. „Wie ein Vogel, der aus seinem Nest flüchtet, so ist ein Mann, der aus seiner Heimat flieht“ heißt es im Buch der Sprüche. (Prov. 27,8)

Ein Vogel, der seinen Schutzraum verlässt, verliert seine Zufluchtsort und Geborgenheit. Ein Mensch, der seinen Wohnplatz verliert, verliert seinen Herkunftsraum und Bleibe, seinen Schutz, seine Rückendeckung.

Christen sind Wanderer zwischen den Welten, und sie bleiben zwischen dem schützenden Ort ihrer Herkunft und der zukünftigen Wohnstatt Fremde. Deshalb lässt sich zwischen den Begriffen der Heimat und der Fremde die spannungsvolle Weltsicht in der Bibel beschreiben. Menschen suchen ihre Heimat zwischen dieser Welt und Gott. Das geht nicht statisch, das hat immer mit Bewegung und Aufbruch zu tun. Im



Hebräerbrief wird betont: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir“. Genau davon erzählt auch die Geschichte des Erbarmens Gottes in der Hebräischen Bibel, im Alten Testament, wenn es heißt:

„Ich habe das Elend meines Volkes in Ägypten gesehen. ...Und bin herniedergefahren, dass ich sie errette ...und sie herausführe... (Ex 3,7f)

Die stärkste Bewahrung in der Fremde war für das Volk Israel die Treue Gottes, an allen Orten, in aller Fremdheit. Auf den Wanderungen durch die Wüste ebenso wie im Exil in Babylon. Für das Volk Israel ist der Aufbruch identitätsstiftend und zugleich befremdlich. Wir hören das Klagen der Israeliten in der Wüste, die nichts lieber wollen, als zurück zu den Fleischtöpfen Ägyptens.

Mich erinnert das immer ein wenig an die Wanderungen mit meinen Eltern. Wie viel und lange mussten wir überzeugt werden, diesen Gang nun auch noch zu machen um dann endlich stolz und fasziniert auf dem kleinen Gipfel zu stehen.

Wenn Gott uns auf den Weg schickt, wenn er uns zum Aufbruch anstiftet, dann tut er es im Erbarmen. Der Weg in die Fremdheit ist ein Weg in das Erbarmen Gottes.

Dabei geht es nicht um Besitzansprüche. Nicht um das Haben einer Heimat. Nicht in der Verfügbarkeit der Heimat gewinne ich Gott, denn Gott gehört das Land. Das ist eigenartig. Es ist sogar befremdlich. So erleben wir Gott immer im Voraus. Im Neuen Testament geht es genauso. Jesus sammelt seine Jünger und ist auf dem Weg. Er nimmt sie aus ihren Zusammenhängen und geht mit ihnen in die Fremde. „Und wer Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Väter oder Mutter oder Kinder oder Äcker verlässt um meines Namens willen, der wird es hundertfach empfangen und das ewige Leben ererben.“ (Mt 19,29)

In dieser wandernden Existenz entwickelt sich ein Gespür für das Fremdsein der anderen. Ganz praktisch. Die Bibel schickt im Alten wie im neuen Testament uns nicht immer nur auf den Weg, sondern zeigt uns in diesen Wanderungen die Geste des Erbarmens. „Die Fremdlinge sollt ihr nicht unterdrücken, denn ihr wisset um der Fremdlinge Herz, weil auch ihr Fremdlinge in Ägyptenland gewesen seid.“ (Ex 23,9)



Israel lernt in der Fremdheitserfahrung etwas, was - nach Rafik Schami - ein Lehrstück ist für den Umgang mit anderen Fremden. In der Erfahrung des Fremden kann ich Gott wahrnehmen, weil ich selbst Fremder gewesen bin. Jesus beschreibt das Gleiche: „Ich bin ein Fremder gewesen, und ihr habt mich aufgenommen“ (Mt 25,35) „Und was ihr getan habt einem meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir getan“ (Mt 25,40) . Darin wird deutlich: Im Fremden erfahren wir, wer Gott ist. Für mich war vor einigen Wochen faszinierend zu hören, wie die Gemeinschaft der Lutherischen Kirchen in der Welt, der Lutherische Weltbund bei der UNO hoch anerkannt ist, weil er seit 60 Jahren in der weltweiten Flüchtlingsarbeit sich engagiert und einsetzt. Das Flüchtlingslager in Dadaab in Kenia wird zurzeit auch vom Lutherischen Weltbund und seiner Hilfseinrichtung betreut. Dieses Flüchtlingswerk ist entstanden aus der Flüchtlingsnot nach dem zweiten Weltkrieg. Hier liegt der Ursprung zur Hilfe. Ihr wart Flüchtlinge, ihr ward Fremde, so kümmert euch um die Fremden heute.

Und man kann auch an die Lebenswirklichkeit in Niedersachsen erinnern in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg. Welche Erfahrungen des Fremdseins, der Heimatsuche spielen heute im Nachklang als eigene Erfahrung im Umgang mit den Fremden in unserem Land eine Rolle?

Die Spannung zwischen Heimat und Fremde kennen fast alle Religionen. Und darin sind sie miteinander verbunden. In den großen Schriftreligionen sind die Glaubenden unterwegs zu Gott. Es trennen uns theologische Überzeugungen und heilige Schriften, aber in der Bewegung auf Gott zu sind wir alle Aufbrechende.

Hermann Hesse antwortet, fast rührend, auf einen Brief einer 73-jährigen Ordensschwester, die ihm erbauliche Schriftchen zugeschickt hatte mit der Bemerkung, allein der christliche Gott sei ein lebendiger Gott:

„Sie teilen ihr Wissen um die Existenz Gottes einem alten Manne mit, dessen Eltern und Großeltern nicht nur dem Namen nach, sondern in Leben und Tat Christen waren... Von ihnen bin ich erzogen, von ihnen habe ich die Bibel und Lehre vererbt bekommen, ihr nicht



gepredigtes sondern gelebtes Christentum ist unter den Mächten, die mich erzogen und geformt haben, die stärkste gewesen.

Nun gibt es außer ihrer Gemeinschaft, oder wenn sie wollen, außer der Kirche, der sie angehören, noch viele hundert Millionen von Menschen aller Rassen und Sprachen, die ebenfalls an einen lebendigen Gott glauben und ihm dienen.

Und so sind die Götter alle, die von frommen Mohammedanern, von frommen Indern, Tibetanern, Japanern verehrt werden, von dem ihnen sehr verschieden, und dennoch ist jeder von ihnen sehr lebendig, sehr wirksam, jeder von ihnen hilft unzähligen das Leben ertragen, das Leben heiligen, sich ins Leiden zu ergeben und den Tod gut zu bestehen. (Ziefle, S.103f)

Nicht das Heil in anderen Religionen, in anderen Kulturen zu formulieren ist unsere Aufgabe, sondern dass wir unseren Weg glaubwürdig gehen. Dazu gehört:

Den Nächsten lieben, sich um Witwen und Waisen kümmern, Gefangene besuchen, das Brot teilen, den Kranken pflegen, den Fremden achten.

Amen